

STEPHANIE WROBEL

List

THRILLER



WILLKOMMEN
IN WISEWOOD

Die Autorin



STEPHANIE WROBEL ist in Chicago aufgewachsen, lebt seit einigen Jahren aber mit ihrem Mann und ihrem Hund Moose Barkwinkle in Großbritannien. Sie hat am Emerson College studiert und als Texterin für verschiedene Werbeagenturen gearbeitet, bevor sie zu schreiben begann. Ihr Debütroman »Darling Rose Gold« war ein Top-Ten-Bestseller in Kanada und Großbritannien.

Das Buch

Natalie Collins hat seit sechs Monaten nichts von ihrer Schwester Kit gehört. So lange ist sie schon in Wisewood – einer Gemeinschaft, die einem helfen soll, alle Ängste abzuwerfen. Nun erhält Natalie eine Mail aus Wisewood: *Möchtest du deiner Schwester selbst sagen, was du getan hast, oder sollen wir das übernehmen?*

Panisch reist Natalie auf die abgelegene Atlantikinsel, um Kit nach Hause zu holen. Dort angekommen, muss auch sie sich den strengen Regeln von Wisewood unterwerfen: kein Handy, keine Berührungen, keine Spiegel, keine Privatsphäre. Doch Kit ist nirgends zu finden. Und schnell stellt Natalie fest: Wer einmal in Wisewood ist, kommt nicht mehr so leicht weg ...

Stephanie Wrobel

Willkommen in Wisewood

Roman

Aus dem Englischen
von Marie Rahn

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Die Originalausgabe erschien 2022
unter dem Titel *This Might Hurt*
bei Michael Joseph, London

List ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH

© 2022 by Stephanie Wrobel
© der deutschsprachigen Ausgabe
2022 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Autorenfoto: © Simon Way
E-Book-Konvertierung powered by *pepyrus*
Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-8437-2747-1

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der

Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Für meine Schwestern Jackie und Vicki

Wenn du auf mich herabschaust, siehst du einen Narren.
Wenn du zu mir aufschaust, siehst du einen Gott.
Doch wenn du mich direkt anschaust, siehst du dich selbst.

CHARLES MANSON

Schnitt

Die Galerie ist so groß wie eine Turnhalle. Gewölbte Decke, weiße Mauern, an zweien davon Riesenscreens. Ein Dutzend Zuschauer wartet im dämmrigen Licht, lehnt an den Wänden. Leises Gemurmel erfüllt den Raum.

In der Mitte stehen ein Stuhl und ein Tisch. Auf dem Tisch ein Metalltablett mit Latexhandschuhen, Verbandsmull und einer Gartenschere. Der Stuhl wird in Scheinwerferlicht getaucht.

Ein Mann mit einer schiefen Nase wartet mit einem Camcorder auf der Schulter.

In dem Moment öffnet sich eine Tür. Alles verstummt, als die Künstlerin eintritt. Lautlos bewegt sie sich in die Mitte des Raums. Der Mann richtet die Kamera auf sie, worauf Monitore mit ihrem Bild zum Leben erwachen: dichte Wimpern, langer Hals, stählerner Blick. Dies ist nicht ihr erstes Kunststück und wird längst nicht ihr letztes sein.

Sie streift die Latexhandschuhe über und blickt direkt in die Kamera. »Furcht ist nicht real«, verkündet sie, »nur wenn wir es zulassen.«

Sie setzt sich auf den Stuhl.

Nimmt die Gartenschere.

Streckt die Zunge heraus.

Schneidet.

Atmet keuchend, stößt aber keinen Laut aus.

Die Kamera nimmt alles auf. Auf den Bildschirmen sieht man, wie eine Zunge mittendurch geschnitten wird. Jemand fällt in Ohnmacht. Mehrere schreien. Die Künstlerin nicht. Ungerührt macht sie einfach weiter. Blut strömt aus ihrem Mund.

I

Ich will ein Leben führen, in dem ich frei bin.

Die Welt ist verrückt geworden. So heißt es ständig.

Dabei stimmt das Gegenteil: Wir sind viel zu vernünftig. Eines Tages werden wir alle sterben, jeder Einzelne von uns. Werden nie wieder den sanften Wind auf der Haut spüren. Nie wieder die leuchtenden Farben der untergehenden Sonne sehen. Und doch harken wir jeden Herbst die Blätter zusammen. Wir mähen den Rasen und schippen den Schnee. Unsere gesamte Zeit verschwenden wir an das Falsche. Wir tun so, als würden wir ewig leben.

Andererseits: Was sollte eine Zeitbombe auch sonst machen? Sie hat nur zwei Daseinsformen.

Ticken oder explodieren.

1

Natalie

6. Januar 2020

Ich stehe am Kopfende des Konferenztisches. Alle Plätze sind von Männern besetzt: kleinen und großen, dicken und kahlen, höflichen und skeptischen. Ich komme gerade zum Schluss meiner Präsentation, bei der der Kunde fünfzig der sechzig Minuten mit seinem Handy gespielt und die restlichen zehn Minuten abschätzig zu mir gestarrt hat. Er hat seine beste Zeit hinter sich und versucht das mit Haarimplantaten und falscher Sonnenbräune zu kaschieren.

»Mit dieser neuen Strategie«, erkläre ich, »wird Ihr Bier zur Nummer eins bei den männlichen Konsumenten zwischen einundzwanzig und vierunddreißig.«

Der CEO beugt sich vor. Sein Mund ist leicht geöffnet, als steckte normalerweise eine Zigarre zwischen seinen Lippen. Er leitet eine bekannte Brauerei, die schon seit Jahren Marktanteile an Craft-Beer-Brauereien verliert. Je mehr die Umsätze sanken, desto dünner wurde auch für uns als ihre Werbeagentur das Eis.

Er mustert mich mit leicht verächtlicher Miene. »Bei allem nötigen Respekt, aber wieso meinen Sie« – Letzteres spuckt er aus wie ein schlechtes Sandwich –, »Sie wüssten, was unsere männlichen Kunden wollen?«

Ich werfe einen Blick aus dem Fenster des Konferenzraums, betrachte den River Charles in der Ferne und zähle bis drei. Mein Team hat mich vor diesem Typen gewarnt: ein Dinosaurier unter den Unternehmern, der immer noch glaubt, Geschäfte würden auf dem Golfplatz gemacht.

Am liebsten würde ich sagen: *Ja, wirklich, wie soll ich die Tiefen solch vielschichtiger Gehirne durchdringen? Kann ein Einfaltspinsel wie ich wirklich das Genie edler Studentenverbindungshelden verstehen? Momentan zerdrücken sie noch leere Bierdosen an ihrer Stirn, aber eines Tages werden sie Vorstände leiten. Eines Tages werden sie Ihren Platz einnehmen und behaupten, das hätten sie nur mit harter Arbeit geschafft. Doch dann werden sie Ihr wässriges Gesöff, das Sie als Bier bezeichnen, gegen dreihundert Dollar teuren Pinot Noir eingetauscht haben. Die Wochenenden werden sie immer noch mit Saufen und Kotzen verbringen, doch nun in Hotelzimmern mit den Frauen ihrer besten Freunde. Montags hocken sie an diesem Tisch und fragen sich, warum ich so selten lächle. Sie werden fordern, dass ich die Decke zum Einstürzen bringe, doch bitte ohne dass sie was von den Trümmern abkriegem. Sie werden lamentieren, dass sie so was nicht mehr laut aussprechen können – außer natürlich auf dem Golfplatz.*

Stattdessen sage ich: »Um Ihre Umsätze zu steigern, habe ich in den letzten zwei Monaten Fokusgruppen mit sechshundert Männern befragt, die zu Ihren Zielkunden gehören.« Ich scrolle zum Anhang meiner Power-Point-Präsentation, der an die vierzig detaillierte Tabellen und Schaubilder enthält. »Unter der Woche habe ich Daten gesammelt, die ich an den Wochenenden analysiert habe. Ich bin über die Berufe und Gehälter dieser Männer genau im Bilde. Ich kenne ihre Ausbildung, ihre Religion und ihre ethnische Zugehörigkeit. Ich weiß, wo Ihre Zielkunden wohnen, wie ihr Lifestyle und ihre persönlichen Werte aussehen, was sie über Ihr Bier und das Ihrer Konkurrenz denken. Ich weiß, wie oft, wie viel und zu welchen Gelegenheiten sie Ihr Bier trinken. Ich weiß, wie sehr sie an Ihrer Marke

hängen. Wenn ich im Zug zur Arbeit fahre oder nachts im Bett liege, höre ich mir immer wieder die Interviews an, um mich zu vergewissern, dass mir auch nichts entgangen ist. Daher kann ich mit Überzeugung sagen, dass ich Ihre Zielkunden genauso gut kenne wie meinen eigenen Vater.« Unwillkürlich krümme ich mich innerlich. »Was heißt, ich kenne sie genauso gut, wie Sie sie kennen. Ich *meine* nicht, ich wüsste, was im Kopf Ihrer Zielkunden vorgeht, sondern ich *weiß* es. Denn ich war bereits drin. Mit allem nötigen Respekt.« Ich grinse, sodass dieser Seitenhieb scherzhaft klingt statt aggressiv.

Alle im Raum wirken beeindruckt. Mein Assistent Tyler vergisst sich einen Moment und fängt an zu klatschen. Ein einziger Blick von mir lässt ihn innehalten, doch da haben sich schon Kunden und Mitarbeiter angeschlossen. Der CEO betrachtet mich – belustigt, aber unschlüssig. Es war riskant, ihn öffentlich herauszufordern, um die anderen zu aktivieren, aber ich werde so wenig wie möglich mit ihm zu tun haben: Mir wurde gesagt, er taucht nur zu Werbemeetings auf, wenn er sonst niemanden drangsalieren kann. Es ist das Marketingteam, das ich auf meiner Seite haben muss.

Der CEO lehnt sich zurück, überlässt das Ende der Sitzung seinen Untergebenen und geht nach der Hälfte der Fragerunde.

Ein paar Minuten später haben die Kunden unsere Strategie für das nächste Jahr abgesegnet. Allgemeines Händeschütteln und Schulterklopfen. Zum ersten Mal seit Monaten zieht sich das Meeting bis zum Lunch hin. Das Team bleibt bei den Kunden, aber ich verabschiede mich, da ich meine Mittagspause für E-Mails nutze. Wenn mein Posteingang leer ist, verbringe ich die Stunde im Fitness-Studio.

Tyler und ich fahren mit dem Aufzug die vierzig Stockwerke bis zur Eingangshalle des Prudential Tower hinunter. Ich muss grinsen, als er

schwärmt, wie toll die Präsentation war. Ich habe ihn mir nicht ausgesucht, er wurde mir zugewiesen. Was ihm an Ehrgeiz (und, ehrlich gesagt, nachweisbaren Fähigkeiten) fehlt, versucht er mit Persönlichkeit wettzumachen.

Als Tyler auf der Boylston Street ein Taxi ruft, fröstle ich vor Kälte. Im Wagen wende ich mich zu ihm: »Kaufen Sie ihm eine Schachtel Cohibas aus dem Laden auf der Hanover. Die Schachtel soll in marineblaues Papier verpackt und mit einer Notiz auf der Rückseite einer meiner Visitenkarten verschickt werden. Aber nehmen Sie nicht die schäbigen von der Agentur, sondern die dicken mit der schönen Prägung, die ich hab machen lassen. Haben Sie einen Stift? Dann zücken Sie Ihr Handy. Auf der Karte soll genau das stehen: ›Auf eine produktive Partnerschaft.‹ Mit Punkt, nicht mit Ausrufezeichen. Unterstreichen Sie das, und darunter ›Natalie‹. Klar? Ohne ›Mit freundlichen Grüßen‹, ›besten Wünschen‹ oder so. Nur ein schwungvoller Strich und mein Name. Und das schicken Sie an den CEO.«

Tyler starrt mich mit offenem Mund an. »Aber er war total unhöflich zu Ihnen. Vor allen Leuten!«

Ich tippe eine Liste mit Aufgaben ins Handy, die ich mir später vornehmen will. Ohne aufzublicken, sage ich: »Wissen Sie, womit ich die meiste Zeit verbracht habe, als ich in dieser Branche anfang? Ich habe zugehört und mir Notizen gemacht.«

Aus dem Augenwinkel sehe ich, dass seine Miene leicht säuerlich wird. Er ist nur drei Jahre jünger als ich.

»Ich will das Protokoll der heutigen Sitzung in einer Stunde auf meinem Schreibtisch. Bitte.«

»In den zwei Jahren, die ich bei DCV bin, wurden nie Sitzungsprotokolle gemacht«, murmelt er.

»Vielleicht haben Sie deshalb fast den Kunden verloren, der all unsere Gehälter zahlt«, kontere ich und rechne mit einer patzigen Erwiderung. Als die ausbleibt, hole ich einen Ordner aus meiner Tasche. »Ich hab mir Ihre Infomappe über Starburst angesehen. Die wimmelt von Tippfehlern.« Ich suche die angemarkerten Seiten heraus und gebe sie ihm. »Wenn Ihre Arbeit nachlässig ist, wirft das auf uns beide ein schlechtes Licht. Beim nächsten Mal bitte gründlicher Korrektur lesen, ja?« Seine Kiefermuskeln spannen sich an. »Und wie ich schon sagte: Abschnittsüberschriften fett und in Großbuchstaben. Nicht entweder – oder, sondern beides. Sie wären überrascht, wie weit eine Detailgenauigkeit bringen kann.«

Der Wagen hält vor unserem Bürogebäude. Wir fahren erneut mit dem Aufzug, diesmal allerdings schweigend. Im sechsten Stock steigen wir aus. Als unsere Wege sich trennen, bemerkt Tyler naserrümpfend: »Sie haben den CEO doch heute zum ersten Mal getroffen. Woher wollen Sie wissen, ob er Zigarren raucht?«

»Ich kenne meinen Zielkunden«, erwidere ich und steuere die Damentoilette an.

Eine Minute später gehe ich den Flur hinunter und scrolle dabei durch meinen Terminkalender (heute Nachmittag noch drei weitere Meetings). Gerade will ich um die Ecke zu meinem Büro biegen, da höre ich leise Stimmen aus einer Arbeitsnische in der Nähe. Die erste gehört einer der Assistentinnen, einer Frau, die noch nicht weiß, dass sie für eine Beförderung vorgesehen ist. »Ich würde liebend gerne für sie arbeiten. Sie ist echt cool.«

»Eher eiskalt.« Tylers Stimme.

Die anderen Assistentinnen kichern.

»Sie behandelt mich wie ein kleines Kind«, beharrt Tyler, ermutigt durch die Reaktion seiner Kolleginnen, und sagt mit schriller Stimme:

›Tyler, geh bitte auf die Toilette, und wenn du dir den Hintern abwischst, benutze vier Blatt Papier, aber dreilagiges, nicht zweilagiges. Ist es zweilagig, bist du gefeuert.« Alle kichern. Sie sind fast so alt wie ich, verdienen aber nur ein Drittel von dem, was ich bekomme.

Ich straffe die Schultern und marschiere an der Arbeitskabine vorbei. Ohne langsamer zu werden oder auch nur einen Blick in ihre Richtung zu werfen, sage ich: »Ich glaube, meine Stimme ist nicht so schrill.«

Jemand holt erschrocken Luft. Als ich meine Bürotür schließe, ist es totenstill.

An meinem Schreibtisch ziehe ich den verschrammten Deckel meiner Tupperdose ab und starre auf das Mittagessen, das ich seit Jahren täglich zu mir nehme: eine Handvoll Grünkohl, zwei Streifen Bacon, geröstete Walnüsse, Kichererbsen und Parmesan in einer Vinaigrette mit Schalotten. Ich warte sehnsüchtig auf den Tag, an dem Wissenschaftler entdecken, dass Grünkohl noch gesundheitsschädlicher ist als Nikotin. Bis dahin gilt: Superfood ist Superfood. Seufzend fange ich an zu essen.

In den Weihnachtsferien hatte ich viel Zeit, um über meine guten Vorsätze zum neuen Jahr nachzudenken. Letztes Jahr habe ich zusätzliche zweieinhalb Prozent meines Einkommens sofort aufs Sparbuch gepackt. Im Jahr davor begann ich, meine Bettwäsche zweimal statt nur einmal im Monat zu wechseln. Jeden Januar (außer diesen) rät mir Kit, ich sollte mir mal vornehmen, mehr Spaß zu haben. Jeden Januar (außer diesen) möchte ich zurückfauchen, dass Vorsätze messbar sein müssen, sonst könnte man nicht sagen, ob man sie umgesetzt hat. Aber das würde sie nicht von ihrer Ansicht abbringen.

Als ich Silvester allein in meiner Wohnung hockte und zusah, wie die Nadeln von meiner kleinen Edeltanne fielen, während es draußen schneite, musste ich zähneknirschend zugeben, dass meine Schwester vielleicht doch recht hat. In dieser neuen Stadt kenne ich keinen Menschen außer meinen Mitarbeitern. Wie soll eine einunddreißigjährige Frau außerhalb ihres Jobs Freunde finden? Lieber würde ich mich von einem Bären fressen lassen, als zu einem dieser Treffen mit einer Gruppe Fremder zu gehen und herauszufinden, welcher von ihnen wahrscheinlich kein perverser Serienmörder ist.

An meinem ersten Arbeitstag beschloss ich, mich weniger auf den Job und mehr auf die Menschen zu konzentrieren. Drei Stunden später widerrief ich das. Wieso meine Zeit mit Schwachköpfen wie Tyler verschwenden?

Einen Moment lang erlaube ich mir den Wunsch, Kit wäre hier. Dann verdränge ich meine Schwäche.

Ich rechne kurz nach, wie viel Uhr es zu Hause ist (neun Uhr morgens) und schicke eine SMS an meine beste Freundin Jamie. *Immer noch keine Fortschritte bei den Kollegen.* Keine Reaktion; sie ist wohl mit dem Baby beschäftigt. Ich spieße eine Kichererbse auf die Gabel und fahre mit den Fingern über das Trackpad meines Laptops.

Nachdem ich die beruflichen E-Mails abgearbeitet habe, wende ich mich den privaten zu und überfliege die Betreffzeilen: ein paar Newsletter, ein Lebensmittelcoupon und Spam von jemandem namens Merlin Magic Booty. Und eine Nachricht von info@wisewood. Ich zögere.

Kit ist vor sechs Monaten nach Wisewood gegangen.

Viel hat sie mir nicht erzählt, bevor sie aufbrach. Sie rief letzten Juli nur an, um zu melden, dass sie dieses Programm zur Selbstoptimierung auf einer Insel in Maine gefunden hatte. Die Kurse dauern sechs Monate,

und in der Zeit darf man keinen Kontakt mit Familienangehörigen oder Freunden haben, weil man sich auf sein Inneres konzentrieren soll. Ach ja, sie hatte sich auch schon angemeldet und würde in der folgenden Woche nach Maine fahren. Also könnte sie sich eine Weile nicht bei mir melden.

Ich hatte sie angeschnauzt. Sie konnte sich nicht leisten, ein halbes Jahr ohne Einkommen zu leben. Und was war mit der Krankenversicherung? Wie sollte sie klarkommen, wenn sie sich für so lange Zeit von allen abschottete?

Ich sah förmlich vor mir, wie sie am anderen Ende der Leitung die Achseln zuckte. Hätte ich jedes Mal einen Dollar gekriegt, wenn Kit mir mit einem Achselzucken antwortete, hätte ich ihr einen lebenslangen Aufenthalt in Wisewood bezahlen können.

»Was hast du dir bloß dabei gedacht?«, fragte ich. »Du hast endlich einen verlässlichen Job mit Zusatzleistungen und eine Wohnung, und dann schmeißt du das einfach aus einer Laune heraus weg?«

Ihr Ton wurde merklich kühler. »Ich will ja nicht sagen, dass Wisewood die Antwort auf all meine Probleme ist, aber wenigstens versuche ich, sie zu lösen.«

»Dein Job ist die Antwort!« Ich fasste es nicht, dass sie das einfach nicht kapierte. »Was kostet dieses Programm? Wie willst du dir das mit deinem fälligen Studienkredit leisten?«

»Wieso kümmerst du dich nicht einmal um deinen eigenen Kram, Natalie?« Da sie mich sonst nie so nennt, wusste ich, dass sie echt sauer war. »Wieso kannst du dich nicht für mich freuen?«

Ich konnte mich nicht für sie freuen, weil ich genau wusste, wie das enden würde: Kit würde von Wisewood enttäuscht sein und, gestrandet auf einer Insel, ihre große Schwester anflehen, sie zu retten. Sie muss öfter gerettet werden als andere Menschen. Letztes Jahr rief sie mich

schluchzend an, weil sie einen Schal verlegt hatte. (Ich fand ihn eine Stunde später in ihrem Schrank.) Sie ist auch bekannt dafür, sich in Schwierigkeiten zu bringen. Einmal saß sie in der Wüste fest, weil ihr Freund, ein Gitarre spielender Versager, wegen dem sie das College geschmissen hatte, sie mitten auf seiner Tournee aus dem Wagen warf. Ein anderes Mal endete ein Missverständnis mit ihrer besten Freundin damit, dass ich die beiden von einer Polizeiwache abholen musste. Meine Schwester verbittet sich jede Einmischung von mir, aber nur bis zu dem Moment, da sie mich braucht, und dann erwartet sie, dass ich alles stehen und liegen lasse, um sie zu retten.

Am Ende des Telefonats brüllten wir uns nur noch an. Seitdem habe ich nichts mehr von ihr gehört. Sie weiß nicht mal, dass ich quer durchs ganze Land nach Boston umgezogen bin, weil sie mal wieder die Flucht ergriffen hat, als durchhalten gefragt war. Als ich mit der Idee spielte, nach Boston zu ziehen, hatte ich mir vorgestellt, wir würden uns öfter treffen, da wir dann nur eine kurze Zugfahrt voneinander entfernt wären. Doch bevor ich die Chance dazu bekam, verließ sie New York. Es gibt Tage, da kann ich ehrlich zugeben, dass es ohne sie leichter ist. Je seltener ich mit ihr rede, desto weniger schuldig fühle ich mich.

Die E-Mail hat keinen Betreff. Ich klicke sie an.

Kommst du her und erzählst deiner Schwester, was du getan hast? Oder sollen wir das tun?

Ein Schauer jagt mir über den Rücken. Meine Hand auf dem Trackpad zittert. Die Nachricht ist nicht unterschrieben, aber am Ende steht eine Telefonnummer. Angefügt sind zwei PDF-Dateien. In der ersten steht, wie man auf die Insel kommt: aus verschiedenen Richtungen mit Bus, Zug und Flugzeug. Zielpunkt ist immer ein Hafen in Rockland, Maine. Von dort

geht es mit der Fähre weiter. Die nächste fährt Mittwoch um zwölf Uhr mittags.

Ich klicke die zweite Datei an und starre stirnrunzelnd auf die fett gedruckte Bezeichnung des Dokuments. Während ich den getippten Text überfliege, wird mir langsam übel. Ein handschriftliches Kürzel in der Mitte der Seite fällt mir ins Auge. Alles Blut weicht mir aus dem Gesicht. Heftig schiebe ich den Stuhl zurück. Wer sind diese Leute, die mir das geschickt haben? Woher wissen sie davon? Was, wenn sie es ihr schon erzählt haben? Um mich zu beruhigen, drücke ich mir die Handballen in die Augenhöhlen.

Alles unter Kontrolle.

Ich brauche nur einen Plan.

Ich lese die Nachricht noch zwei-, dreimal, dann wähle ich die angegebene Telefonnummer.

Eine entspannte, leicht heisere Stimme meldet sich. »Wisewood Wellness- und Therapiezentrum. Gordon am Apparat.«

Ich komme direkt zur Sache. »Meine Schwester ist seit fast sechs Monaten in Wisewood ...«

»Tut mir leid, Ma'am«, unterbricht Gordon mich. »Wir können Familienmitglieder nicht zu den Gästen durchstellen. Unseren Gästen steht es frei, sich mit ihnen in Verbindung zu setzen, wenn sie dazu bereit sind.«

Verletzt starre ich blinzelnd auf den Hörer. Das hat mir Kit nicht gesagt. Sie hat auch kein einziges Mal angerufen. Mit reiner Willenskraft konzentriere ich mich auf mein Anliegen. Wenn dieser Gordon glaubt, sie hätte sich als Erste gemeldet, dann stellt er mich vielleicht durch. »Aber sie *hat* sich mit mir in Verbindung gesetzt. Ich habe hier eine E-Mail von ihr, in der sie mich bittet, zu ihr zu kommen.«

»Also, das geht nicht. Nur zugelassene Gäste dürfen hierher.«

Ich gebe nicht auf. »Ihr Name ist Kit Collins.«

Daraufhin ist es so lange still, dass ich schon befürchte, er hat aufgelegt.

»Sie müssen Natalie sein.«

Ich schrecke zusammen. »Hat Kit von mir gesprochen?«

»Ich weiß alles über Sie.«

Ich schlucke. Gehört er zu den Leuten aus der E-Mail, die mir gedroht haben? Ich warte, weil ich nichts preisgeben will. Er sagt auch nichts mehr. Also hebe ich den Kopf, um Selbstvertrauen durch die Leitung zu projizieren. »Könnten Sie sie wohl ans Telefon holen?«

»Ich glaube, Sie haben schon genug getan, finden Sie nicht?«, fragt er gleichmütig.

»Was soll das heißen?«

»Vielleicht braucht Ihre Schwester weniger Einmischung von außen, um glücklich zu sein. Einen maximierten Tag noch.«

Damit endet das Gespräch.

Was hat sie diesen Leuten von mir erzählt?

Gordon klingt, als wüsste er etwas, aber wenn er hinter der E-Mail steckt, wieso fordert er mich erst auf, nach Wisewood zu kommen, um es mir dann telefonisch zu verbieten? Grübelnd starre ich auf meinen Bildschirm, bis er schwarz wird. Erst einmal werde ich auf die E-Mail antworten. Wenn ich darauf keine Reaktion bekomme, rufe ich noch mal in Wisewood an. Sollte sich niemand melden ...

Ich überfliege erneut das PDF mit der Wegbeschreibung. Kit ist hundertneunzig Meilen mit dem Wagen und dann fünfundsiebzig Minuten Fahrt mit der Fähre entfernt. Ich kann mich über sie grün und blau ärgern, aber sie ist und bleibt meine kleine Schwester. Außerdem ist

es Zeit. Wieder und wieder habe ich mir geschworen, ihr die Wahrheit zu erzählen, war dann aber zu feige dazu.

Ich habe keine Ahnung, was Kit macht, wenn sie es erfährt.

2

Die gesamte Fahrt hat keiner ein Wort gesagt. Schon mal ein guter Start.

Nein, ein *exzellenter* Start. *Exzellente: hervorragend, ausgezeichnet.* Wort des Tages aus meinem leuchtend gelben Wort-des-Tages-Kalender, den mir meine Eltern letztes Jahr zu Weihnachten geschenkt hatten.

Ich drückte Mr Bär an mich, kletterte aus dem Kombi und riss die Augen auf. Tante Carols Haus am See hatte rote Schindeln und grüne Fensterläden. Es war nicht so groß oder schön wie ein paar der anderen Häuser, an denen wir vorbeigefahren waren, aber es gab drei Schlafzimmer. Eine ganze Woche lang würde ich mein eigenes Zimmer haben.

»Hilf deiner Mutter und deiner Schwester mit den Vorräten«, sagte Sir, während er das Gepäck zur Eingangstür schleppte. Ich warf Mr Bär auf den Rücksitz und ging zum Kofferraum, wo Mutter mir eine Papiertüte mit Lebensmitteln übergab.

»Nimm zwei«, sagte Jack.

»Die sind zu schwer.« Ich flitzte zum Haus, bevor sie mir noch eine in die Hand drücken konnte.

Sir öffnete die Tür. Ich spähte um ihn herum. Das Haus roch muffig, wirkte aber sauber. Sonnenlicht fiel durch die Fenster. Ich trug die

Lebensmittel in die wohnliche Küche. Man konnte sogar die Arbeitsflächen sehen. Ich fragte mich, wo Tante Carol den ganzen Krempel aufbewahrte.

Als ich ein handgeschriebenes Willkommensbriefchen von der Küchentheke nahm, spürte ich, dass Sir es über meine Schulter hinweg las.

»Na klar, Hausregeln.« Er lachte hämisch auf, stieß mir mit dem Ellbogen in die Seite und senkte die Stimme. »Wir werden darauf achten, jede einzelne ihrer Regeln zu brechen.« Da ich nicht wusste, ob er das ernst meinte, machte ich ein unverbindliches Geräusch.

Sir konnte Tante Carol nicht leiden, weil sie mit Mutter verwandt war und die Frechheit besaß, sich ohne die Hilfe eines Mannes ein Ferienhaus leisten zu können. Wir durften sie nicht mehr oft besuchen, aber seine Abneigung reichte wohl nicht aus, um ihr Angebot abzulehnen, im Haus Urlaub zu machen.

Ich hatte gerade mal Zeit, auszupacken und in der Garage zu stöbern, bevor Sir uns zu einer Besprechung ins gemütliche Wohnzimmer rief. Es gab dort ganz viele bestickte Kissen mit Sprüchen wie *Leben, Lieben, Lachen* oder *Ich will nur Wein trinken und meine Katze streicheln*.

Sir klatschte mit blitzenden Augen in die Hände. »Was würdet ihr zu einer kleinen Familienexpedition sagen?«

Jack und ich nickten. Niemand rief meine Schwester bei ihrem richtigen Namen. Sir hatte auf einen Sohn gehofft. Als die Krankenschwester ihm stattdessen ein Mädchen in den Arm drückte, nannte er es trotzdem bei dem Namen, den er sich für seinen Sohn ausgesucht hatte. Zum Leidwesen meiner Schwester und meiner Mutter war der Spitzname hängen geblieben.

Mutter schlang die Arme um ihre Taille. »Nein, ich glaube, ich bete mal einen Rosenkranz und lege mich ein bisschen hin, während ihr drei die Gegend erkundet.«

Sirs Miene verfinsterte sich. »Du willst unseren ersten Familienurlaub verschlafen?«

»Wir haben doch jede Menge Zeit, oder nicht?«, erwiderte Mutter. »Ich brauche nur ein Stündchen für mich. Die Fahrt hat mich völlig ausgelaugt.« Bevor er noch was sagen konnte, drehte sie sich um, ging den Flur hinunter in ein Schlafzimmer und drückte ganz leise die Tür hinter sich zu. Jack sah nervös unseren Vater an und drehte eine Strähne ihrer braunen Haare zwischen den Fingern.

Sir schüttelte den Kopf. »Unglaublich.«

Er trat aus der Hintertür. Jack und ich folgten ihm und ließen die Fliegengittertür hinter uns zuknallen. Wir drei stapften durch das hohe Gras, vorbei an uralten Bäumen, die so riesig waren, dass der Fahnenmast im Garten niedrig wirkte. Die Stars and Stripes winkten fröhlich zu uns herunter. »Ständig ist diese Frau müde«, grummelte Sir.

Zehn Meter vor uns lag der schlammgrüne See. Ein Anleger ragte darüber hinaus. Im Bootshaus wartete Tante Carols Motorboot.

Sir entdeckte das Boot und grinste uns an. »Na, was sagt ihr, Mädels?«

»In der Garage habe ich Hufeisen gesehen«, sagte ich.

Er rückte seine Nickelbrille zurecht, saugte an seinen Zähnen und starrte mich böse an. Den Kopf hatte er so kahl rasiert, dass man kaum die weißblonden Haare sah.

»Ich will lernen, Hufeisen zu werfen«, log ich.

»Ich musste zwei Stunden fahren, und du willst an Land bleiben? Das wüsste ich!«

Sir schlenderte zum Bootshaus und rief über die Schulter: »Komm, Jack, lassen wir das Boot ins Wasser.« Sie folgte ihm durch das hohe Gras. Meine Schwester war nur drei Jahre älter als ich, aber mittlerweile sahen unsere Körper nicht mehr gleich aus. Als wir noch klein waren, hatte Sir

uns Zahnstocher genannt, doch das passte nicht mehr zu Jack. Sie bekam langsam Kurven. Ich war mehr als neidisch.

Es war keine gute Idee, die beiden allein zu lassen. Man wusste nie, wann Jack mich in die Pfanne hauen wollte. Also eilte ich ihnen auf den Anleger nach.

Wie Tante Carols Haus war das Boot nicht extravagant, aber gut in Schuss. Sir und Jack ließen es ins Wasser. Dann ging er an Bord, Jack folgte ihm, und sie wandten sich erwartungsvoll zu mir um. Zornige Wellen klatschten ans Boot. Mit seinen vier Sitzplätzen war es kleiner, als ich gedacht hatte. Ich biss mir auf die Unterlippe.

»Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit, Schätzchen.« Sir ließ den Motor an.

Ich öffnete den Mund und schluckte. »Ich will nur kurz ...«

»Hilf deiner Schwester ins Boot«, sagte Sir zu Jack. Er drehte sich um, schirmte die Augen gegen die Sonne ab und betrachtete den See.

Jack streckte die Hand nach mir aus. Ich schüttelte kaum merklich den Kopf. Sie streckte die Hand noch weiter nach mir aus, reckte sich übertrieben zu mir hin. Wieder schüttelte ich den Kopf. Sie riss die Augen auf, erst entnervt, dann beunruhigt. *Los jetzt*, befahl sie lautlos.

Ich kann nicht, erwiderte ich ebenso lautlos.

Ihr Blick huschte von mir zu Sir. Er prüfte das Armaturenbrett des Boots. Ich sah, wie sie überlegte, wie lange er noch abgelenkt sein würde. Was würde er tun, wenn er merkte, dass sie seine Aufforderung nicht befolgt hatte?

Bitte, flehte sie stumm.

Ich entdeckte auf einem der Sitze eine leuchtend orangefarbene Schwimmweste. Die konnte ich anziehen, sobald ich an Bord war. Ich

wollte meiner Schwester nicht schon wieder Ärger machen; man wusste nie, wie schlimm die Strafe sein würde.

Also reichte ich ihr die Hand. Erleichterung zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab. Sie zog mich ins Boot.

»Wird schon schiefgehen«, sagte sie.

Ich antwortete nicht, da ich zum Heck stürzte. Ich hatte die Schwimmweste schon fast über den Kopf gestreift, da brüllte Sir über den Motorenlärm hinweg: »Zieh das Ding aus!«

Ich erstarrte und drehte mich zu ihm um.

Er zog eine weißblonde Augenbraue in die Höhe. »Traust du etwa nicht meinem Fahrstil?«

»Doch«, quäkte ich und umklammerte die Weste fester.

Er wies mit dem Daumen zum Haus. »Die Feiglinge sind an Land geblieben. Keine meiner Töchter braucht so ein Ding.«

Ich rührte mich nicht. Die Weste verharrte über meinem Kopf.

»Ich sag's nicht noch mal«, knurrte Sir. Jack stürzte zu mir, entriss mir die Schwimmweste und warf sie auf den Sitz zurück.

»Los, fahren wir«, sagte sie.

Sir legte vorsichtig von Tante Carols Anleger ab und steuerte die Mitte des langen, schmalen Lake Minnich an. *Zehn Meilen Ufer*, hatte Mutter uns gestern beim Packen erzählt. Sir hatte befürchtet, der See würde von Familien wimmeln, die das Spätsommerwetter nutzten, aber Mutter hatte ihn beruhigt, die meisten Kinder müssten wieder zur Schule, da ihre Ferien früher als in unserem Distrikt endeten. Sie hatte recht. An diesem Montag Anfang September war der See menschenleer. Sir und Jack winkten den vereinzelt Booten, an denen wir vorbeifuhren. Ich war zu sehr damit beschäftigt, mich an die Reling zu klammern.

»Na, ist das eine Aussicht?«, brüllte Sir und wies mit großer Geste auf die Umgebung. Gehorsam schauten meine Schwester und ich uns um: ein paar kleine Strände, Hütten und Wohnwagen, ein Stück vom Ufer entfernt, und so große Bäume, dass sie die Häuser zu verschlucken drohten. Ein Eichhörnchen jagte ein anderes. Ein Frosch quakte. Ganz kurz vergaß ich meine Angst.

Nach zwanzig Minuten konnte ich meine Finger von der Reling lösen. Ich lehnte mich gegen das Sitzpolster und ließ mir das Gesicht von der Sonne wärmen. Meine erste Bootsfahrt war gar nicht so übel. Ich zuckte kaum zusammen, wenn ich Wasserspritzer ins Gesicht bekam.

Als das Boot langsamer wurde, öffnete ich die Augen. Wir waren in einer kleinen Bucht abseits der Hauptfahrrinne. Jack kniete neben mir und ließ ihre Finger durchs Wasser gleiten. Ich zuckte zusammen, als ich sah, wie weit sie über der Reling hing, und packte sie zur Sicherheit am T-Shirt. Sie blickte kurz zu mir und zwinkerte.

Sir stellte in der Mitte der Bucht den Motor aus und zog eine Tüte mit Essen unter seinem Sitz hervor. Jack hatte uns Bologna-Sandwichs gemacht und von meinem ausnahmsweise sorgfältig die Kruste abgeschnitten, so wie ich es mochte. Nachdem wir die Sandwichs verschlungen hatten, legten wir uns auf den Rücken und betrachteten den Himmel. Sir gab mir seine Jacke als Kopfkissen. Jack lag da, nagte an ihrer Unterlippe und wartete – worauf, wusste ich nicht. Sir und ich zeigten uns Wolken, die wie Tiere aussahen.

Er wies zu einer, die in unsere Richtung driftete. »Die da ist ein Einhorn.«

Ich kicherte. »Einhörner gibt's doch gar nicht.«

Gespielt beleidigt fragte er: »Wie sieht's denn für dich aus?«

Ich dachte nach. »Wie ein Rhinoceros?«

»Ein Rhinoo-zerrus?«, fragte er und sprach es so aus wie ich als kleines Kind. Ich warf einen Blick zu ihm. Er starrte immer noch zum Himmel, stieß aber meine Schulter mit seiner an. Ich stellte mir vor, wie mein Herz genau wie das vom Grinch anschwellt. Vielleicht würde dies einer der Tage sein, die ich immer in Erinnerung behalten würde. Wusste man eigentlich schon während etwas geschah, dass es zu einer Lieblingserinnerung werden würde?

Sirs Knie knackten, als er sich mühte aufzustehen. Er stemmte die Hände in die Hüften, schürzte die Lippen und blickte über das Wasser. Wie er so dastand, war er fast attraktiv: groß, stark und von der Sonne gebräunt, weil er den ganzen Sommer Swimmingpools für Reiche gebaut hatte. Aus dieser Perspektive sah man nicht, dass er langsam Hängebacken bekam und sein ansonsten schlanker Körper um die Mitte herum fett wurde. Ich fragte mich, was er gerade dachte.

Er hockte sich vor mich hin. »Ich sag dir was, Süße.« Mir wurde warm ums Herz. So nannte er mich nur, wenn er besonders zufrieden mit mir war. »Wenn du dich hier eine Stunde über Wasser halten kannst, brauchst du keinen Schwimmunterricht mehr.«

Jack neben mir erstarrte.

»Ich gebe dir sechs Punkte dafür.« Er strich sich über seinen Stoppelbart. »Ein besseres Angebot kriegst du nicht.«

Ich hatte an diesem Tag schon neun Punkte gesammelt. Bis fünfzehn konnte ich kommen, wenn ich beim Abendessen half und das Buch von diesem Dale Carnegie beendete, das Sir mir zu lesen gegeben hatte. Ich setzte mich auf und zwang mich, ihm direkt in die Augen zu sehen. »Nein, ich will lieber Schwimmunterricht.«

»Den schiebst du aber schon seit zwei Jahren auf.« Er verzog das Gesicht. »Du bist fast neun und kannst noch nicht schwimmen. Ist doch